

hat man den Eindruck, als Platitude. Es regiert der thomanische Begriff von Metaphysik, der die genuine Intention der aristotelischen Metaphysik konstruktiv integriert und als Wissenschaft vom Seienden unter dem Gesichtspunkt des Seienden bzw. Seins (*sub ratione entis*) sowohl die allgemeine Seinswissenschaft von den ersten Ursachen und allgemeinen Seinsbestimmungen des Seienden als auch die Lehre von den reinen Vernunftwesen (Gotteslehre und Angelologie) umfaßt. Darüber hinaus stand bei den Benediktinern im Grunde nichts ernsthaft zur Debatte“ (587 f.). Der Benediktineruniversität Salzburg gelang es in der Tat, in der vornehmlich von den Jesuiten geprägten Universitätenlandschaft ein eigenes Profil zu entwickeln und diesem auch über 125 Jahre treu zu bleiben, so daß man wirklich von einem *Salzburger Thomismus* sprechen kann.

Zwei chronologisch und alphabetisch geordnete Verzeichnisse aller Professoren an der philosophischen Fakultät 1617–1810 (747–756) sowie ein sehr umfangreiches und detailliertes Literaturverzeichnis mit Archivalien und Handschriften, Primärquellen (*Salisburgensia* und *Externa*) und der Sekundärliteratur (764–842) schließen den Band ab.

Die vorliegende Arbeit von Emmanuel J. Bauer hat ein imponantes Gebiet der Geistesgeschichte, den Katholizismus im Barock, neu erschlossen, die nicht nur die Philosophiehistoriker, sondern auch die Barock-interessierten Theologen und Kunsthistoriker begeistern wird. Wer nur den Titel sieht, wird kaum vermuten, daß sich hinter ihm eine flüssig und spannend zu lesende Studie verbirgt. Zeit braucht man halt dazu. Außerdem dient der vorliegende Band gut als Handbuch für die philosophische Literatur in Barockbibliotheken.

Damit wir allerdings einen Gesamteindruck vom geistig-geistlichen Leben in unseren süddeutsch-österreichischen Benediktinerabteien des 17. und 18. Jhs. gewinnen, fehlen noch drei wichtige Ergänzungen, die von der wegweisenden Arbeit Emmanuel J. Bauers angeregt werden und auf ihr aufbauen könnten: Die Epoche der philosophischen Aufklärung und die Darstellung des Lehrbetriebs der Theologie in Salzburg sowie das Kommunstudium in den Klöstern der Bayerischen Benediktinerkongregation (1684–1803). Das Wichtigste, nämlich den Anfang, hat Emmanuel J. Bauer gemacht.

Johannes Schaber OSB

Ottobeuren

LEHMANN E., *Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster in der Zeit des Barock 1–2*, Berlin (Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft) 1996, 648 S. mit 564 Abb., davon 19 farb., und 1 Falttaf. mit 3 Abb.

„Wer einmal eine spätbarocke Bibliothek in Süddeutschland oder Österreich betreten hat, wird den eigenartigen Zauber eines solchen Raumes, dem die Verbindung von Kunst und Geist ein ganz besonderes Fluidum verleiht, nicht vergessen. Allbekannt und unvergleichlich die Hofbibliothek in Wien,

bekannt auch die Klosterbibliotheken in Melk, Ottobeuren oder St. Gallen. Aber es handelt sich nicht um einige wenige, sondern um eine große Zahl von Räumen, die in vielfältigsten Formen das gleiche Grundthema abwandeln, und es handelt sich um eine raumkünstlerische Leistung von höchst kultur- und kunstgeschichtlicher Bedeutung" (11). Edgar Lehmann, bis 1990 Herausgeber des ‚Dehio-Handbuchs‘ und des ‚Corpus Vitrearum Medii Aevi‘, hatte die Geschichte dieser Denkmalgattung bereits 1947 zur Erlangung des Titels eines ‚wissenschaftlichen Bibliothekars‘ angegangen und 1950 in seiner Habilitationsschrift verfeinert. In den fünfziger Jahren war er dann in der Lage, „fast alle in Betracht kommenden Bibliotheken zu bereisen. Den Versuch, das zusammengetragene Material danach neben meiner beruflichen Tätigkeit als Hochschullehrer und Wissenschaftsorganisator auszuwerten, mußte ich allerdings als undurchführbar abbrechen. Erst nach der ‚Wende‘ von 1989/90 konnte ich mich – nun von allen Verpflichtungen befreit – der Niederschrift der Arbeit widmen" (9). Was jetzt vorliegt, ist vom Wort und von den Abbildungen beeindruckend, im besten Sinne ein gelungenes Handbuch, zu dem man immer wieder greifen wird, wenn man sich kurz über die Geschichte der einzelnen Bibliotheken oder dieser Denkmalgattung aus der Barockzeit insgesamt orientieren will.

Der Autor gliedert die Geschichte der barocken Klosterbibliotheken mit einem Vorspann (15–36: Von der Pult- zur Saalbibliothek, um 1550 bis um 1650) in drei Perioden: 1. (37–88) Die Frühzeit der deutschen Saalbibliotheken, um 1650 bis 1710, 2. (89–286) Die Blütezeit der deutschen Saalbibliotheken, um 1710 bis um 1760, 3. (287–370) Die Spätzeit der deutschen Saalbibliothek, um 1760 bis um 1800. Der 2. Band ist Katalog und enthält in alphabetischer Reihenfolge alle Klosterbibliotheken der barocken Zeit einschließlich einzelner fürstlicher Bibliotheken. Er wird ergänzt durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis (379–390) und im Anhang durch Lagepläne (561–595), ein Künstlerverzeichnis (597–624), einem Bildnachweis (625), einem ikonographischen und Sachverzeichnis (626–636) sowie einem Orts- (636–637) und Personenverzeichnis (637–648).

Alle drei behandelten Perioden sind gleich gestaltet: Zunächst wird die Lage der Bibliothek, sodann ihre Gestalt, schließlich die Ausstattung und der Schmuck behandelt, wobei Lehmann auch der Ikonographie Beachtung schenkt, auch wenn er diese wegen ihrer Vielfalt nur andeuten kann. Innerhalb dieser drei Aspekte geht er landschaftlich vor (Österreich, Schwaben, Bayern, Franken, das alemannische Gebiet, Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, West- und Norddeutschland). Konfessionell bedingt, überwiegt bei weitem der Süden des deutschsprachigen Raumes. „Vor allem die vier großen mittelalterlichen Orden, die Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner-Chorherren und die Prämonstratenser sind die Träger der hervorragendsten Werke. Aber auch die Jesuiten haben einzelne eindruckliche Säle bauen lassen, bescheiden dagegen jene der Bettelorden. Es war die zweite Blütezeit der alten Orden, die Fürststäbe waren auch weltliche Herrscher, ihre Klöster repräsentative Bauten zur Ehre Gottes, ihre Bibliotheken neben der Kirche und dem

meist bescheidenen Refektorium einer der wichtigsten Räume. Das Buch galt viel, und man wollte ihm einen würdigen Raum schaffen. "Neue Erkenntnisse hatten im 15. und 16. Jh. das Weltbild des Mittelalters tiefgreifend verändert und vieles fragwürdig werden lassen. Erst in der Barockzeit konnte man eine neue, höhere Synthese suchen, in der Gott und die Welt wieder einen klar bestimmten Platz einnahmen. Eine Schöpfung aus diesem Geist einer neuen, umfassenden Weltsicht ist auch die barocke Saalbibliothek. Ein Raum, ein mit einem Blick überschaubarer Saal macht sie aus. Die Wände scheinen aus Büchern gebaut zu sein. Architektur und das geistige Gut, das in ihr geborgen werden soll, verschmelzen darin zu höherer Einheit. Hülle und Umhülltes gehen ineinander über. Auch in der Dekoration der Räume verbinden sich die Einzelkünste zum Gesamtkunstwerk. Plastik und Malerei ordnen sich der Architektur schmückend ein. Die Kunst des Stukkateurs und des Buchbinders, des Schreiners und des Schlossers sind an der vollen Wirkung gleichermaßen beteiligt. Erst das Zusammenwirken aller ergibt das, worauf es ankommt, das ganze Kunstwerk" (11).

In der ersten Periode bekam das Buch, „der Gegenstand, um dessentwillen die Bibliotheken ja geschaffen wurden, ... im Laufe der Entwicklung eine immer größere Wirksamkeit für die Gestaltung der Wand im Bibliotheksaal. Denn indem das Schrankwerk, wie immer es beschaffen sein mochte, mit offenen Fächern mehr oder weniger lückenlos den Raum umgab, wurden die Buchrücken zu einem wesentlichen Teil der Innenarchitektur. Aus diesen kleinen Bausteinen scheint die Wand erstellt zu sein" (85). „Wer es kann, geht auch dazu über, die Bücher einheitlich zu binden, in braunes Kalbsleder oder in weißes Schweinsleder vor allem" (86). Die Bibliothek „ist im Idealfall in ihrer Ganzheit an Büchern fertig vorhanden und darf weder wachsen noch abnehmen, ja, streng genommen können die Bücher nicht einmal ihren Platz wechseln und also auch nicht benutzt werden, womit sich der Gedanke der Bibliothek selbst aufhebt" (ebd.). Die Künstler der ersten Periode lassen sich in Gruppen gliedern. „Am festesten gefügt tritt die Gruppe der Vorarlberger auf, die durch ihre Familien Thumb und Beer und durch Caspar Moosbrugger, Schüler Christian Thumbs, vertreten sind und in dieser Zeit ausschließlich im schwäbisch-alemannischen Raum arbeiten. Ihre Leistung für unser Thema ist die Einführung des gewölbten Wandpfeilersaals als Bibliotheksraum... Eine weitere Gruppe bilden die Graubündner" (Domenico Sciascia, die Familien der Viscardi und Zucalli, ebd.). „Als dritte Gruppe wären die Oberitaliener zu nennen, die sich jedoch nach ihrem Hauptarbeitsplatz in Prager und Wiener gliedern" (Carlo Antonio Carlone, Domenico Orsi di Orsini, Carlo Luragho, ebd.). „Die Gruppe der Wessobrunner ist, soweit es um die Baumeister geht, in der Frühzeit nur durch Johann Schmuizer im Heimatort selbst vertreten. Wichtigste Einzelpersönlichkeit ist der Schwabe Johann Jakob Herkomer, als Maler ausgebildet, in Italien zum Architekten geworden, hinterließ er in Füssen sein Hauptwerk. Daneben wären der Mainzer Vitus Schneider für die Kartause bei Trier und Michael Wiedemann aus Elchingen für Neresheim zu nennen" (ebd.). „Bei den Malern fällt auf, daß der Anteil

der Fratres (Rezensent: eher der Brüder), von Klosterangehörigen also, recht groß ist“.

„In der Blütezeit der barocken Saalbibliothek wird der Büchersaal zu einem der wichtigsten Räume im Kloster, er erhält eine bevorzugte Stellung, meist in einem Mittelrisalit; mit umlaufender Empore leicht zentralisierend gestaltet, erfüllt er alle Forderungen nach Licht und Stellraum“ (89). Man mußte nun auf Nebenräume für die Unterbringung zusätzlicher Bücher ausweichen, Handschriften- und Arbeitsräume werden geschaffen. Die Bibliothek war im allgemeinen eine Präsenzbibliothek, eigentlich nur den Mitgliedern des Konvents für die Ausleihe zugänglich. Wichtig war die Katalogisierung. „Um 1765 findet sich, soweit ich sehe, in St. Gallen der erste Versuch eines Zettelkatalogs, freilich in systematischer Ordnung. Klappt man nämlich die Säulen an den Schränken auf, so sind hier Zettel – in systematische Nuten einschiebbar und also auch auswechselbar angebracht, die erkennen lassen, welche Bücher in dem entsprechenden Fach stehen“ (284). „Wie wichtig den Bauherren die Aufgabe der Bibliotheken war, kann die Tatsache belegen, daß die größten Künstler der Zeit damit befaßt wurden. Unter den Architekten waren es z. B. Johann Bernhard Fischer von Erlach, Lukas von Hildenbrandt, Jakob Prandtauer, Balthasar Neumann, Caspar Moosbrugger oder Peter Thumb. Unter den Malern findet man Daniel Gran, Bartolomeo Altomonte, Franz Anton Maulbertsch oder Matthäus Günther, unter den Stukkateuren Johann Baptist Zimmermann oder Joseph Anton Feichtmayr, um nur diese zu nennen. Von besonderer Bedeutung waren natürlich auch die Ebenisten, von denen vor allem Johann Georg Neßfell bekannt ist. Doch haben die Schreiner, Tischler und Bildschnitzer, die als Brüder in den Klöstern lebten, durchaus Ebenbürtiges geschaffen, auch wenn wir ihre Namen zum Teil – wie etwa in Kaisheim – nicht sicher kennen“ (285).

„Seit etwa 1760 mehren sich die Anzeichen einer gewissen Lähmung des Schwunges, mit dem in der Blütezeit die Bibliotheksäle von den Klöstern errichtet und ausgestattet wurden. Das liegt gewiß einmal daran, daß die Mehrzahl der bedeutenden Klöster ihre Neubauten damals bereits unter Dach hatten, aber auch daran, daß durch die Aufklärung Allegorien und Embleme an Beliebtheit und Bedeutung verloren. Dennoch werden bis gegen die Jahrhundertwende – und sogar darüber hinaus – Bibliotheken in der Tradition des Barock geschaffen. Gewiß gibt es darunter Säle, etwa in Ochsenhausen und Polling, die architektonisch von ganz neuen Ideen bestimmt sind, aber der völlige Umbruch bleibt doch den Schöpfungen des 19. Jhs. vorbehalten“ (287).

Die ausführlichen Zitate mögen belegen, wie sehr der Rezensent dem Autor verpflichtet ist. Korrekturen und Addidamenta sind bei einem solchen Monumentalwerk eigentlich fehl am Platz. Dennoch einige wenige Notizen: Für die Bibliothek des St. Galler Priorats Neu St. Johann, 1626–29 erbaut, jetzt Ochsenbein P., Die Bibliothek von St. Johann (Das Kloster St. Johann im Thurtal, hrsg. v. W. Vogler, St. Gallen 1985, 214–237); zum spätgotischen Bibliotheksaal von St. Gallen Ochsenbein P. und Schmuki K., „Glehrte Leüt und

herrliche Librey'. Die St. Galler Klosterbibliothek nach der Glaubenstrennung 1532–1630, St. Gallen 1993, bes. 9–17; zum bedeutenden Künstler der Holzarbeit in der barocken Stiftsbibliothek von St. Gallen Duft J., Klosterbruder Gabriel Loser. Sein Anteil an den Barockbauten des Stiftes Sankt Gallen (Bibliotheca Sangallensis 8), St. Gallen und Sigmaringen 1985, bes. 45–55 und Ders., Bruder Gabriel Loser, der Baupraktiker (Die Abtei St. Gallen 3, Beiträge zum Barockzeitalter, Sigmaringen 1994, 154–164).

Peter Ochsenbein

St. Gallen

PÖRNBACHER M., *Vita Sancti Fridolini. Leben und Wunder des heiligen Fridolin von Säckingen. Beschrieben von Balther von Säckingen, Bischof von Speyer, Sigmaringen* (Jan Thorbecke Verlag) 1997, 351 S. mit 40 Abb., davon XV farbig.

Der Säckinger Heilige Fridolin hat sehr viel gemeinsam mit Gallus. Beide waren zunächst Wandermönche und wurden danach sesshaft. Beide hat das Volk, kein Papst oder Bischof, zum Heiligen gemacht, weil hilfsbedürftige Menschen an ihrem Grab erhört wurden und weil von diesem Ort etwas Geheimnisvolles, Heiliges ausging. Im Gegensatz zu Gallus, dessen Lebenszeit ziemlich genau durch die älteste Lebensbeschreibung – sie entstand wohl etwa dreissig Jahre nach seinem Tod – bezeugt ist, verliert sich Leben und Werk Fridolins im Dunkel der gesicherten Fakten. Erst um 1000 schrieb Balther von Säckingen eine Lebensbeschreibung. Man nimmt an, dass Fridolin bereits im 6., vielleicht aber erst im 7. Jh. lebte, also wohl etwas früher als Gallus, der um 619 ins Steinachtal kam und um 650 starb.

Ob er Ire war oder ob er aus Gallien an den Oberrhein kam, ist umstritten. Aber wie in St. Gallen überzeugt die Kultkontinuität. Seit dem frühen Mittelalter verehrten die Säckinger ihren Heiligen, und sie tun dies noch heute, insbesondere jeweils am Fridolinstag (6. März) bzw. an dem darauffolgenden Sonntag. Ein Bischof zelebriert im Säckinger Münster ein Pontifikalamt, danach folgt eine feierliche Prozession durch die Stadt, wobei die Reliquien in dem 1764 von Wilhelm Michael Rauner in Augsburg gearbeiteten Silberschrein mitgetragen werden, begleitet von Fahnen, Heiligenstatuen und allem, was zu einem solchen Bittgang gehört. Dass dies alles noch 1997 ganz selbstverständlich gefeiert wird, man kann es kaum glauben.

Eben auf das Fridolinsfest 1997 erschien im Thorbecke Verlag ein schön gestaltetes Buch über Leben und Wunder des Säckinger Heiligen. Verfasserin ist Mechthild Pörnbacher, die sich mit diesem 351 Seiten zählenden Opus redlich ihren Dokortitel von Heidelberg verdient hat. Betreut wurde sie von Walter Berschin, Ordinarius für mittelalterliche und neuzeitliche lateinische Sprache in Heidelberg, der auch mit St. Gallen eng verbunden ist. Das Buch ist ganz vorzüglich geschrieben, in einem gut lesbaren, leicht verständlichen Stil, überhaupt nicht trocken-gelehrt, wie das vielfach bei Dissertationen der